

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 298.

Mittwoch, 22. Dezember.

1915.

(B. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Hader.

(Nachdruck verboten.)

Kurz vor Schluß der Geschäftsstunden, als der stürmische Drang der Geschäfte wieder abgeebbt hatte, trat der Kassierer mit rotem Kopf bei dem Vielgebetenden ein. „Herr Snyder, ich möchte — ich wollte —“ begann er mit kläglichem Miene.

Snyder war eben dabei, die letzte Unterschriften zu geben; er ließ sich nicht stören, sondern fuhr in seiner Beschäftigung fort, bis er damit fertig geworden war. Jetzt drehte er sich auf seinem Sessel nach Hopkins um, der mit der Miene eines armen Sünders ruhig abwartete, bis die Reihe an ihn kam. „Nichts mehr von Geschäften heute, ich bin abgesehen.“

„Es ist — hm, wegen Walthams Depesche von heute vormittag“, brachte der Kassierer würgend hervor.

„Na, was soll's noch damit? Ich denke doch die Sache ist erledigt!“

„Ja, insofern — als nämlich —“ stotterte Hopkins kläglich.

Snyder wurde ungeduldig. Mit der Miene eines gereizten Löwen schien er auf dem Schreibtisch nach einem Gegenstand zu suchen, den er dem anderen an den Kopf werfen konnte. „Was soll's eigentlich?“ fragte er im Kontrast zu seinem Blicke wunderbar ruhig.

„Mir fiel nämlich ein, daß die Depesche möglicherweise verstümmelt sein könnte, und da — da habe ich dem Telegraphenamt Auftrag gegeben, sie mit dem Original vergleichen zu lassen.“

Snyder hatte das Gefühl, als ob sich der Schreibtisch vor ihm plötzlich zu drehen begann, zugleich verstärkte sich der flauere Druck in der Magengegend. „Sie wollen doch hoffentlich nicht behaupten, daß eine solche Verstümmelung tatsächlich vorgekommen ist?“ fragte er, und als Hopkins nur kläglich nickte, seufzte er. „Hopkins, Sie sind ein Idiot — ein richtiger Idiot!“ wiederholte er. „Es ist doch selbstverständlich, daß man eine derartige Depesche sofort vergleichen läßt. Das ist doch selbstverständlich!“ wiederholte er mit großem Nachdruck. „Haben Sie das nicht getan?“

„Sie hatten die Sache doch selbst in die Hand genommen, Herr Snyder“, stotterte Hopkins; „es war doch auch keine Zeit mehr. Die Vergleichen hat über vier Stunden gebraucht.“

„Sie sind ein Idiot!“ wiederholte Snyder wieder mit der Miene eines Weisen, der eine funkelneue Wahrheit entdeckt hat. „Haben Sie die verglichene Depesche hier? — Ja? — Na, dann geben Sie her!“ Er nahm aus der ätzernden Hand das Formular, und während sein Gesicht sich immer beträchtlicher in die Länge zog und sein wärliches Haupthaar sich zu sträuben begann, las er halblaut: „Entwerfe meinen Salonwagen morgen abends 9.57 Uhr in Madison, Wisconsin, mit Stenogramm im Fall Smith (Engelsminen). Will kommen mit Freunden. Fahren zusammen Leadville, Colorado. Unterwegs schließe persönlich ab. Diner im

Bug. Vollständig ausstatten! Nichts vergessen! Zwei Wochen unterwegs. John W. Waltham.“

Snyder hatte das Gefühl, als begänne sein Drehstuhl mit ihm zu kreisen, ihn immer höher zu wirbeln, um ihn zur Abwechslung dann mit scharfem Ruck wieder in die Tiefe zu schnellen. Seine Büge nahmen jene tiefrote Färbung an, welche auf drohenden Schlagfluß schließen läßt. Er wollte etwas sagen, brachte es aber nur zu einem unverständlichen Zappeln. Minutenlang blieb er sitzen, ohne einer Bewegung fähig zu sein, und seine Miene wurde nur noch hoffnungsloser entgeistert. Dann nahm er die Depesche wieder zur Hand und versenkte sich von neuem in ihren so unliebsam veränderten Inhalt.

„Eine nette Geschichte — das muß ich sagen!“ brachte er endlich schwach hervor. Er sah den zerknirschten Kassierer vorwurfsvoll an. „Sie sind ein Idiot, Hopkins! Da schicken Sie Herrn Waltham, der die Weiber nicht riechen kann, geschweige denn ausstehen, eine Stenographin — mit Engelsminen!“ Er lachte unnatürlich auf. „Seit wie lange sind Sie eigentlich im Geschäft?“ fuhr er sanft zu fragen fort. „Das muß doch einer Durchschnittsintelligenz ohne weiteres einleuchten, daß Herr Waltham natürlich nur das Stenogramm in Fall Smith, dem Besitzer der Engelsminen, gemeint haben kann. Man muß ein Idiot sein, um das nicht kapieren zu können — ein Idiot!“ schrie er, als Hopkins eine Einwendung, deren Inhalt ihm von vornherein bekannt zu sein schien, machen wollte. „Was haben Sie sich eigentlich gedacht, Herr? Ich will von mir nicht sprechen“, lehnte er beiseiden ab, „ich — hm, ich habe das Geschäft im Kopfe — natürlich“, fuhr er energisch fort. „es ist fraglos, daß ich an solche Sachen nicht denken kann. Ihre Pflicht war es, die Verstümmelung zu wittern. — Keine Widerrede, Herr!“ donnerte er. „Da gibt es keine Entschuldigung! Na, Sie haben sich ja eine recht niedliche Geschichte eingebrockt! Wo sind eigentlich Ihre Gedanken? War nicht vor drei Wochen erst jene große Konferenz, in welcher das Syndikat gegründet wurde, welches alle Erz- und Kohlenminen unter eine Hand bringen soll? Ist Herr Waltham nicht Präsident dieses Syndikats? Ist er nicht nur auf die Reise gegangen, um überall persönlich abzuschließen?“ Seine Stimme klang jetzt wieder väterlich vorwurfsvoll. „Wie kann man nur Herrn Smith mit seinen Riesenminen vergessen? Dieser Mann ist der bedeutendste Widersacher. Es bedarf der ganzen Geschäftskunst Herrn Walthams, diesen Smith, ohne dessen Beitritt ein Trust nicht zustande kommen kann, zu gewinnen. Und Sie sind Idiot genug, das Mißverständnis nicht zu erraten, bleiben bei einer Stenographin mit Engelsminen! — Herr Hopkins“, sagte er mit einem schmerzhaften Seufzer, „es tut mir leid, mich so in Ihnen getäuscht zu haben!“

Halb erleichtert erhob sich Snyder und begann eine Promenade durch das Zimmer, dabei den unbeweglich

stehenden Kassierer mit seinen Blicken förmlich durchbohrend. „Wollen Sie die Schwargenheit haben und mir sagen, was wir jetzt zu tun haben, um Ihren Mangel an — hm, an Geschäftsroutine wieder gutzumachen?“ begann er dann mit ausgefuchtester Liebenswürdigkeit von neuem. „Herr Waltham hat seine Geschäftsfreunde zum Diner in seinen Wagen eingeladen. Hier steht es ja auch deutlich genug: Diner im Zuge. Vollständige Ausstattung. Nichts vergessen! ... Wir sollten ihm also den französischen Chef senden, komplettes Tafelsilber beipacken, die Vorräte mit allen Saisondelikatessen ergänzen. — Und statt dieser jedem einsichtsvollen Menschen ohne weiteres begreiflichen Vorbereitungen lauft jetzt der Wagen mit einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen in der Stunde nach Madison und bringt eine — es ist auszusprechen hart — eine Stenographin mit.“ Er seufzte kummervoll. „Hopkins, Sie sind ein Idiot!“ schloß er dann gedrückt.

Es blieb fraglich, ob dem Kassierer dies einleuchtete; um so besser begriff er, daß in Meinungsverschiedenheiten der Geschäftsführer immer fraglos im Recht sein mußte. So behielt er seine zerknirschte Miene bei und sagte nur schüchtern: „Könnte man nicht eine Depesche nachsenden und den Wagen anhalten lassen?“

Snyder seufzte nur. „Hopkins, Sie machen mir Kummer! Herr Waltham erwartet ihn morgen abend 9.57 Uhr in Madison, verdammt Sie das vielleicht zu begreifen? — Ja? Das freut mich! Also, der Wagen muß weiterlaufen.“

„Über die junge Dame darin? Könnten wir nicht wenigstens ihr eine Depesche nachsenden?“

„Und sie zur Rückfahrt veranlassen? — Hm, das ginge.“ Snyder durchmaß wieder mit langen Schritten das Zimmer. Doch als er stehen blieb, schüttelte er trübselig den Kopf. „Es geht nicht! Nein, es geht nicht! Das Mädel ist jetzt schon ganz konfus. Sie hat auch kein Geld bei sich. So 'ne Depesche würde sie nur verwirren. Sie wäre imstande, in einem Verzweiflungsanfall sich ein Leid anzutun. Das ist kein Ausweg. Strengen Sie Ihr Gehirn an! Haben Sie die Suppe eingebrockt, so löffeln Sie sie nun auch aus!“ (Fortsetzung folgt.)



Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werden,
Nacht ruhig leben und selig sterben. Bodensiedt.

Der Kosak.*

Die Kosaken! Diese Nordbrenner! Aller Gah, der nach und nach im Volke aufloderte, verdichtete sich besonders auf sie. —

Eines Tages brachte der tolle Wurtach in der Untertertia, der Nichtsnutz, der die Arbeit sicher nicht erfunden hatte, einen nun doch in mühseliger Arbeit entstandenen, fliehenden Kosaken auf daherstürmendem Roß mit zur Schule. Aus Plastilina geformt; von den Hufen des Pferdes bis zur Zangenspitze des Reiters etwa eine Spanne hoch; verschiedenfarbig, und das Ganze geradezu großartig gelungen. Die Kameraden bewunderten natürlich diesen Kosaken auch gebührend; denn in seiner rückwärts gerichteten Sturmstellung verkörperte er passend die fliehende Feigheit. Auch Dr. Fuchs sollte dem kleinen Kunstwerk reichen Beifall. Er stellte es schließlich vom Katheder weg auf das Massenspind. „So“, sagte er dazu, „arbeiten wollen wir, als hätten wir keinen Krieg; aber erinnern soll uns der Anblick dieses Kosaken doch immer an den Krieg und auch daran, daß unser armes Ostpreußen unter solchen Horden und Nordbrennern leiden mußte!“

Janke, der kurze, stämmige, ostpreußische Flüchtling, der

erst seit acht Tagen in der Masse war, sah mit innerem Grimm zu dem Spind hinauf; er sah nämlich als Leitzugentourner ganz vorn und damit gerade vor dem Kosaken. Wie er den schweren Blick zu dem erhob, schien er etwas in sich hineinzumurmeln oder zu verschlucken.

„So“, wandte sich Dr. Fuchs vom Spind weg und zum Katheder zurück, „zum ewigen Angedenken!“

Schon in der nächsten Pause jedoch holte Wurtach sein kleines Meisterwerk wieder vom Spind herunter und drückte und knetete daran weiter herum. Es sollte immer schöner und packender werden. Die anderen Jungen hockten um ihn her, erst einige, dann immer mehr, schließlich wohl beinahe alle; erst eng und still aneinandergepreßt, dann immer unruhiger, schließlich auf- und abwogend, sich drängend und überstürzend, wie die Wellen um einen Stein, der unter ihnen liegt. Ab und zu kam ein Wort, ein Ratschlag zu dem Künstler hinunter, eine Drohung zu den anderen hin.

„Aber ewig“ — als wenn Wurtach das zu sich selbst sagte, — „ewig steht mein Kosak nicht da oben! Halt, hier den Sattel noch 'n bißchen! Na, drängelt doch nicht so! Acht Tage sagen wir mal! Aber dann —“

Da fährt Wurtach zu Tode erschrocken zurück und sperrt Maul und Nase auf; denn wie der Blich ist eine Faust auf den Kosaken heruntergefahren und hat ihn in Grund und Boden gehauen. Und während der Junge eben anfängt, zu denken, daß das vielleicht ein Zufall gewesen ist, da fliegt dieselbe Faust noch einmal auf den Kosakenkumpen herab, so daß das alles im Nu nur ein Haufen durcheinandergemischter Plastilina geworden ist. Zugleich erscheint über der Bank ganz dicht über dem gewesenen Kosaken Jankes verzerrtes Gesicht, und aus dem Innern des Ostpreußen preßt es sich mit verhaltener Wut heraus: „So! Du Vorbas! Du Plastikrew!“

Wie Keulenschläge haben diese noch nie gehörten Worte die anderen getroffen, haben sie gepackt, sich auf sie gelegt, daß sie ganz starr sind; denn jeder hört, auch ohne die Bedeutung dieses Vorbas und Plastikrew zu kennen, die Erregung und Erbitterung des Ostpreußen heraus.

Der Kosak aber? Ja, Gott im Himmel! Der war einmal! Nur die Lanze, zierlich mit einem Fähnchen versehen, richtet sich noch schräg und unverfehrt von dem Rand des ganzen Plastikrinneles in die Luft hinein.

Aber jetzt hat auch Wurtach verstanden. Erst sagt er noch: „Manu! Ich bin ganz paff!“ Dann fährt er jach auf und packt soeben die meuchelmörderische Hand; jetzt hat er den ganzen Missetäter gefaßt, und dieser Missetäter das ist ja der Ostpreuße, der Janke. Die acht Tage, die er nun schon da war, hat er kaum Bipp und Bapp sagen können; jetzt aber steht er seinen Mann, und die Balgerei geht los. Die anderen Jungen kugeln johlend auseinander und von den Beiden weg, während die Mausbolde jetzt schon aus der Bank heraus und auf die Beine gekommen sind. Wurtach ist der Gelehrigere, kräftig genug, sehr kräftig sogar; das haben die Mitschüler schon oft genug erfahren müssen; aber noch kräftiger ist der Ostpreuße. Und doch gebraucht er seine Kräfte nicht. Er wehrt nur tie ungestümen Angriffe des Berliners ab, hat schließlich, während der dabei schimpft wie ein Rohrspatz, wortlos seine Handgelenke umklammert; er dreht seinen ungestümen Widersacher, als der mit den Füßen stoßen will, mit sanfter Gewalt um.

Das Gallo der anderen dabei! „Feste, Wurtach!“ — „Lach mal los, du!“ — Großes Getöse! Eine reine Brandung um die beiden herum!

Doch plötzlich — Ruhe. Dr. Fuchs ist unversehens in den Kreis getreten. Janke läßt den Wurtach los. Der aber poltert atemlos heraus: „Der — hat — hier — meinen — Kosaken — kaput gemacht!“

Alle starren wieder auf die Tischplatte hinunter, auf der der bunte Plastiknatichen mit der Lanze und dem Fähnchen festklebt.

Dr. Fuchs sieht natürlich nicht Mar. „Warum hast du das gemacht, Janke?“

„Ich — ich —“ — Der schwerfällige Ostpreuße!

„Na, was denn? — Ich — ich!“

„Ich — ich — ich konnte nicht anders! Ich —“ — das Weinen ist dem Jungen nahe! — „ich mußte den Kosaken gar — zerschmättern!“

Janke sagt das hart, männlich, unbarmherzig. Er hat

*) Aug.: „Die Kriegsprima und andere Geschichten vom Doktor Fuchs“, von Fritz Platorius, Verfasser von: „Dr. Fuchs und seine Tertlia“, „Von Jungen, die werden“, „Mit Gott für König und Vaterland“. Berlin, Trowitsch u. Sohn, 1915.

den Blick zum Lehrer erhoben, und dessen Blick senkt sich jetzt in seinen hinein. Einen Augenblick lang nur; aber der Mann versteht jetzt den Jungen, den Ostpreußen, der nicht mehr anders konnte, in dem die Wut gegen alles, was wie ein Kosak aussah, endlich hochgelocht war, der beim Anblick des Abbildes der Nordbrenner seiner Heimat hier die Faust hochgeredet hatte und sie dann niederschmettern mußte. Ja, der Lehrer verstand jetzt den armen Ostpreußen, und auch diese windhundigen Berliner ahnten, was da für ein Sturm im Innern des sonst so ruhigen Janke losgebrochen war. Sie waren alle so still geworden und blieben still, bis jetzt der Wurtach mit seiner hellen, wütenden und schrill gewordenen Diszantsstimme dazwischenwarf: „Aber das wollte ich doch tun!“ — Erstaunen allerseits. — „Deshalb habe ich ihn ja gemacht!“ — Wurtachs Faust haut zugleich auf die Plakette hinunter, daß die Lanze sogar davonspringt und auf der Fenster-scheibe liegen bleibt. Und noch einmal: „Das wollte ich ja tun!“

Da findet Dr. Fuchs wieder das Wort. „Na, Wurtach, vergiß das dem Janke! Sieh mal, dem haben die Kosaken noch viel mehr getan als dir und uns anderen allen zusammen!“

„Ja“, sagt der Ostpreuße leise und nicht wehmütig dabei, und die Tränen rollen ihm über die Backen, „sie haben unser Nachgut verbrannt und den alten Arndt, den haben sie totgeschlagen. Mein Vater hat's — hat's gestern — geschrieen!“

Jetzt haben sich Berliner und Ostpreuße verstanden: Wurtach ist auf einmal wie umgewandelt. „Ach!“ ruft er bedauernd aus. „Aber das hast du uns ja gar nicht erzählt, Janke! Das ändert doch die Sache!“ — Ein ganz glückseliges Gesicht macht der Junge sogar auf einmal. „Da, Janke! Willst du noch mal zuhauen?“



Aus der Kriegszeit.

Tollkühnes Patronillen-Unternehmen.

I.

Unteroffizier Wienprecht aus Berlin von der 1. Kompagnie Grenadier-Landwehr-Regiments Nr. 100 (Dresden), hatte durch vorherige Beobachtungen einen feindlichen Doppelposten, gut versteckt hinter dem ersten Drahtverhau, ausfindig gemacht. Es galt für ihn, diesen Posten zu überraschen und festzustellen, welche Truppe dem Abschnitt seines Regiments gegenüberliegt. Mit vier Freiwilligen, dem Unteroffizier Schramm, 5. Kompagnie, aus Bühlau bei Dresden, Gefreiten Spottke, 4. Kompagnie, aus Radeberg i. S., Grenadier Müller, 6. Kompagnie, aus Pirna i. S., und Grenadier Swintel, 6. Kompagnie aus Posen, schlich er sich, der Stiefel entledigt, nur in Strümpfen, bei hellem Tage rasch in unmittelbare Nähe des Doppelpostens. Trotz aller Vorsicht wurde die Patrouille von dem Vordrücken bemerkt, doch ehe die beiden Gegner zum Schusse kamen, waren sie durch wohlgezielte Kopfschüsse erledigt. Für Unteroffizier Wienprecht und seine Tapferen begann aber jetzt erst der schwierigste Teil der Aufgabe. Noch trennte sie der Drahtverhau von der Weite und die etwa 20 Meter dahinter liegende starke feindliche Sicherungsabteilung war durch die Schüsse alarmiert und kam aus dem Unterstand herausgestürzt. Unteroffizier Wienprecht mit zwei Mann zerschneit in aller Eile den Drahtverhau, teils übersprangen sie ihn, erfakten die Gewehre der Toten und vergewisserten sich über deren Regimentsnummer. Während die zurückgebliebenen Kameraden den zu Hilfe gerufenen überforderten Feind durch Schüsse in Schach hielten, sprangen die Vorgehenden mit der Weite zurück, beschossen ebenfalls den erheblich härteren Feind und streckten weitere vier Mann nieder. Der Rückweg wurde daraufhin sprunghaft angetreten und war so glücklich, daß alle Beteiligten in dem sicheren Unterschlupf anlangten. Unteroffizier Wienprecht, der bereits mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der Friedrich-August-Medaille in Silber am Bande für Kriegsdienste ausgezeichnet ist, wurde für seine entschlossene Tat die Militär-St.-Heinrich-Medaille in Silber, allen übrigen Beteiligten wurden ebenfalls Auszeichnungen oder Beförderungen zuteil.

II.

Beim Sturmangriff auf eine Höhe am 22. Juni 1915 war Unteroffizier der Reserve Georg Teufel, Eisendreher aus Nürnberg, als Gruppenführer im 3. Zug der 4. Kompagnie

eines bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments eingeteilt. Auf das Zeichen zum Angriff sprang Teufel mit Todesverachtung seiner Gruppe voran über den feindlichen Drahtverhau und auf den etwa 20 Meter entfernt liegenden feindlichen Schützengraben los. Aus diesem erhielt die Gruppe so starkes Feuer, daß alle Leute bis auf Teufel und einen Mann fielen oder verwundet wurden. Da ein weiteres Vordringen über freies Gelände zunächst ausgeschlossen war, suchte Teufel in einem in die feindliche Stellung führenden Laufgraben Deckung. Von hier aus nahm er den Kampf mit Handgranaten auf. Dabei wurde ihm von einem französischen Offizier durch einen Revolverbeschuß der rechte Oberschenkel durchschossen. Trotz der nicht unbedeutenden Verwundung kämpfte Teufel unerschrocken weiter und streckte den französischen Offizier mit einer Handgranate nieder. Hierauf schlich er sich näher heran und kam in einen bereits verlassenem französischen Unterstand. Etwa 3/4 Stunden nach seiner ersten Verwundung, als er eben auf die andere Seite des Ausganges hinüberspringen wollte, erhielt er einen Schuß in den rechten Unterschenkel, einen in den rechten Oberarm und einen Streifschuß an der Brust, so daß es ihm nicht mehr möglich war, am Kampfe teilzunehmen. Auch der einzige Mann, Landwehrmann Joseph Karl, Bauer aus Gmünd, Bezirksamt Regensburg, der noch bei ihm war, wurde hier zum zweitenmal verwundet. Teufel schleppte sich noch in einen in der Nähe befindlichen Unterstand, wo er von Krankenträgern aufgefunden und zum Verbandplatz verbracht wurde. Wegen seines kühnen Vorgehens, seines umsichtigen Handelns und seines pflichtgetreuen Durchhaltens bis zur völligen Kampfunfähigkeit erhielt Teufel, dessen Brust bereits das Eisener Kreuz 2. Klasse schmückte, die goldene Tapferkeitsmedaille.

III.

Zur Beteiligung am Sturm auf eine Höhe im Juni 1915 hatte sich der Telephonist Reservist Max Seidenbusch aus Plattling, Bezirksamt Deggendorf, der 2. Kompagnie bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 11 freiwillig gemeldet. Als die Telephonleitung zwischen Bataillon und Regiment durch Artilleriefeuer zerstört wurde, stellte er sie zweimal trotz heftigen feindlichen Feuers wieder her. Während des Sturmangriffs ging Seidenbusch mit dem Gefreiten Blechschmidt aus Reinhausen, Bezirksamt Stadlamhof, hinter dem ersten Sturmtrupp vor. In dem Gewirr von zusammengegeschossenen Gräben, umgestürzten Unterständen und zerstörten Hindernissen verlor er bald seinen Begleiter. Eine Kugel durchschlug die Rolle, die er mit sich trug, so daß ihm das Abrollen des Kabels Schwierigkeiten machte. Plötzlich sah er vor sich vier Gegner, die aus einem verschütteten Unterstand herausgesteuert waren und im Rücken den Sturmkolonnen der vorgehenden Bayern durch Gewehrfeuer Verluste beibrachten. Er schoß drei davon ab. Noch immer befand sich Seidenbusch allein mit seinem Apparat in den Gräben. Er nahm seine Arbeit wieder auf. Dabei stieß er plötzlich auf einen kleinen Unterstand, dessen Insassen, drei feindliche Pioniere, sich ergaben, als Seidenbusch, mit dem Gewehr in der Hand, am Eingang erschien. Seidenbusch blieb, bis ihm nachfolgende Mannschaften die Gefangenen abnahmen. Darauf setzte er allein seine Arbeit fort, bis ihn gegen 3 Uhr nachts ein Granatschuß an Hals und Brust verletzete. Trotz seiner Verwundung brachte er den Apparat zurück. Er wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt.

Schweizer Kriegshumor. In dem vom Generalstabschef Theodor Sprecher von Vernegg eingeleiteten Schweizer Buch „Unser Volk in Waffen“ findet sich folgende Probe schweizerischen Kriegshumors: Ein Fremder fragt, ob er sich rechts oder links halten müsse, um nach Großaffoltern zu gelangen. „Ja“, antwortete ihm ein Einheimischer, „das darf ich Ihnen nicht sagen, ich bin neutral.“ — Schwer von Begriff. Soldat: „Soupe, dr Vingeli mäldet sich a.“ (Hauptmann, der Vingeli meldet sich an.) — Hauptmann: „Chout er nix säge: Herr?“ (Können Sie nicht „Herr“ sagen?) — Soldat: „Soupe, dr Herr Vingeli mäldet sich a!“ (Hauptmann, der Herr Vingeli meldet sich an.) — Das Herz gleichem. Es war auf einem angelegten Marsche der Zürcher Landwehrtruppen im sonnigen Tessin. Der Hauptmann, der die Zeit gern nützt, prüft die Leute auf ihren Orientierungssinn hin. „Säget, Meher, nach welcher Himmelsrichtung marschieret jetzt das Bataillon?“ — „Nach Süde, Herr Soupe.“ — „So, nach Süde, woraus schließt er das?“ — „Wiel i immer mehr schwiwe mueß!“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

* „Das Lied von der dicken Verta“ (die 42 cm-Romane), verfaßt von dem Mittelschullehrer Wilhelm Räder, scheidt in Köln (Verlag von P. J. Tonger-Köln) hat seines hervorragenden Textes wegen und da die Melodie „Als wir 1870“ noch allgemein bekannt ist, bereits großen Anklang gefunden.

* „Schwert Siegfrieds wider Albions Gold.“ Vaterländischer Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.) Der pathetische, fast renommierte Titel ist etwas ungeschickt gewählt. Er klingt nach Melodie und erinnert unliebsam an den französischen Kriegsjargon. Einfacheres wäre besser gewesen. Das Buch selbst versucht, Berliner Zustände vor Ausbruch des Krieges künstlerisch zu erfassen. Das ist zum Teil geglückt; einzelne Bilder wirken kräftig und lebendig, so die Entwicklung eines jungen, blasierten Reifejünglings zum schneidigen Reservemann mit den hübschen Kaiseruniformen, ebenso die Gestalt des hinterlistigen Kapfen, der den Deutschen die Hilfe seines Landes verspricht; auch der sozialdemokratische Arbeiter erscheint glaubhaft, den freilich sein Kommerzianten wohl kaum mit so gelehrten historischen Erörterungen zu befehlen hoffen darf. Anderes dagegen kommt uns grell und tendenziös vor, wie die später zum Glück verschwindende englische Offiziersdame mit ihren beschaffen Larmen. Bei aller Unausgeglichenheit, den mancherlei Effektstellen wirkt aber doch das Buch sympathisch durch die große oft fortreizende Wärme der patriotischen Empfindung.

* „Zwischen den Feinden.“ Roman von Artur Babilotte. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bong u. Co.) Eigenlich kein Roman, dafür ist die Geschichte zu knapp und konzentriert erzählt, eher eine Elsfässer Dorfgeschichte mit dramatischer Auswirkung. Zwischen den kämpfenden Heeren spielt sich die Geschichte zweier Brüder ab, zwischen denen ein Weib steht. Die Konstellation drängt auf einen tragischen Ausgang hin, den der Dichter indessen, ohne der Wahrscheinlichkeit der Dinge Gewalt anzutun, zu vermeiden weiß. Eine überzeugende Psychologie, kräftige, ungekünstelte Darstellung und genaue Kenntnis von Land und Leuten sind Vorzüge des Buches.

* „Von Lille bis Brüssel.“ Bilder aus den westlichen Stellungen und Kämpfen des deutschen Heeres von Karl Goldmann. (Verlag Karl Curtius, Berlin, W.) Im Auftrage der Wiener „Neuen freien Presse“ unternahm der Verfasser im April und Mai eine Reise an die Westfront, deren Eindrücke er hier mit wohlthuender, sachlicher Sachlichkeit darstellt. Besonders interessant ist in dem Buchlein die Charakteristik des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, von dem bezeichnende Äußerungen mitgeteilt werden.

* „Das Märchen von der französischen Kultur.“ Von A. Lien. Herausgegeben von Dr. Franz Oppenheimer. (Verlag von Karl Curtius, Berlin, W.) Die hochgebildete Frau, die dieses Buch schrieb, ist von Geburt Französin, aber durch Heirat Deutsche geworden. Die Liebe zu der Heimat ihrer Jugend hat sie sich gewahrt, aber gerade diese Liebe hat sie lebend gemacht, so daß sie es vermochte, mit unerbittlicher Klarheit die Wahrheit zu erkennen und die überall in der Welt so hochgepriesene französische Kultur in ihrer Hohlheit und Minderwertigkeit zu durchschauen. Viele interessante Einzelbeobachtungen sind so zu einem lebendigen und mit voller Unparteilichkeit dargestellten Gesamtbilde vereinigt.

* „Chronik des deutschen Krieges.“ Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Sechster Band. Von Mitte Juni bis Mitte Juli 1915. Mit vier Karten. (C. S. Beck'sche Verlagshandlung, Oskar Beck, München.) Auf 450 Seiten die Ereignisse eines Monats. Ein Reichen für die gewaltige Ausdehnung des Weltkrieges! Wir haben die einzelnen Bände der Beck'schen Chronik schon früher empfohlen und mühten hier nur alles wiederholen, was zum Lobe ihrer unbedingten Zuverlässigkeit und Vollständigkeit gesagt wurde. Auch dem sorgsamsten Zeitungsleser ist sie als Quellenwerk unentbehrlich. Wer hier nochmals den gewaltigen Gang der Dinge verfolgt, wird mit um so froherer Zuversicht dem Ende entgegensehen.

Romane, Novellen.

* „Von Liebe.“ Novellen und Skizzen von Helene Christaller. (Basel, Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt.) Es gehört zur Eigenart dieser Dichterin, daß sie in edler Einfachheit und nachdenkliche und tiefe Dinge gestaltet, zu deren Bewältigung andere eine ganz komplizierte Technik nötig hätten. Mit so schlichter, ergreifender Unmittelbarkeit läßt sie das alte und doch ewig neue Lied von entzogenen, sich im stillen verachender Frauenliebe in ihrer

ersten Novelle erklingen. Empfindsam, ohne irgendwie sentimental zu werden, bringt sie uns überall starke Gefühls- werte, die auch in ganz zarter Andeutung uns nahe kommen, wie in der Skizze „Die kleine braune Geige“. Sie bleibt dabei doch erdenhaft, und die uns so anheimelnde Sprache der „Auremüller“ Bauern sorgt dafür, daß wir Wirklichkeitslust atmen. Eine Geschichte wie die letzte mit dieser lieblichen Anmut, kindlich, wie für Mädchen geschrieben, und doch voll reifen Seelenstudiums, kann nur gerade Helene Christaller erzählen. Daß einige Stücke auch die Grenzen ihrer Begabung zeigen, sei um der Gerechtigkeit willen erwähnt, die Tragik in der Skizze „Das Opfer“ z. B. erscheint uns nicht zwingend genug motiviert. Als Ganzes aber betrachtet, wird man nicht viel Dichtungen unserer Zeit finden, die so eigentlich lebens- wert genannt werden könnten.

* „Armella, die Stiftstochter.“ Erzählung vom Kiemeer von Artur Schleutner. (Berlin, Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel).) Mit derbem, gelegentlich behäbigem und etwas breitfüßigem „Samur“ erzählt uns der bekannte Verfasser allerhand Ergötliches oder Sonderbares, aus der Zeit, als man in Bayern zur napoleonischen Zeit die kirchlichen Stifter aufhob. Mit Aftenerzepten und mancherlei kultur- historischen Einzelheiten weiß er die an sich wenig bedeutende Handlung schmachtend zu gestalten; schmachtend auch im eigent- lichen Sinne, da auch von kulinarischen Dingen recht viel die Rede ist. Man wird das unterhaltende Buch gern sich gefallen lassen.

* „Die Treppe.“ Roman von Viktor v. Kohlenegg. (München u. Co., Berlin u. Wien.) Einer Treppe vergleichbar, führt das Leben manchen Menschen aus Niederungen zur Höhe, während andere langsam und allmählich hinabsteigen in die Tiefen, die zum Ende führen. Käthe Münchhoff, die im Mittelpunkt des neuen Buches von V. v. Kohlenegg steht, gehört zu den Ausgewählten, denen der Aufstieg gelingt; eine nicht übel beobachtete Großstadtschicht. Hyper-empfindsam, aber im Grunde doch guten Charakters. Der flatterhafte, ewig unentschiedene Felix Wieland erleidet, nach scheinbar glücklichem Anlauf, ein trauriges Schicksal. Unter den Neben- figuren fallen die energische Frau Heberlein, die an die Mutter der Hofschütz erinnert, und der Maler Louis Semper auf. Letzterem dürften manche Bäume eines bekannten Künstlers mit gleichem Vornamen beigelegt sein. Die Sprache V. v. Kohleneggs ist nervös-haltend; die Sätze abgerissen, der Ausdruck oft wenig gewählt. Was man sich z. B. unter einem „endlos-erblickten Wort“ vorzustellen hat, ist schwer begreif- lich. Wer nur Unterhaltung sucht, wird gern zu dem Werke von Kohleneggs greifen, das man, wohl mit Recht, ein typisches München-Buch nennen kann.

H. G.

Jugendschriften.

* „Die Kriegsprima“ und andere Geschichten vom Doktor Fuchs von Fritz Ristorius. (Berlin, Bromberg u. Sohn.) Wie die große Zeit auf unsere Jugend einwirkt, erzählt uns hier mit Frische und Unmittelbarkeit einer, der es selbst erlebte. Solche Szenen aus dem Hörsaal des Gymnasiums sind uns jetzt gelegentlich recht empfindsam auf- gepunkt entgegengetreten, um so wohlthuender berührt hier die schlichte Wirklichkeit der Dinge. Das ist die wirkliche Jugend, schmuddrig, mit all ihren Schuldensarten, rührend unbe- helfen, wo es gilt, die starke Empfindung kundzugeben. Sie kennt keine großen Redensarten, aber sie handelt mit unbe- fangener Selbstverständlichkeit. Aus solchem Material wurden die siegenden Scharen von der flandrischen Küste gebildet.

Zeitschriftenchau.

* „Licht und Schatten.“ Nr. 6. (6. Jahrgang.) (Ver- lag Berlin, W. 9, Lennestraße 4) bringt als Titelbild anlässlich Wenzels 100. Geburtstages ein prächtiges Portrait des Meisters, gezeichnet von John Philip im Jahre 1902, ferner im graphischen Teil Beiträge von V. Hasler, Paul Pasche, Fritz Meisel, Robis Corinth, Leutnant Otto Soblt (z. St. im Felde), Luftschiffer W. Geiger, F. Sedendorf. Der literarische Teil bringt: „Das Märchen von den Pfefferküssen“ von Gertha Triebel, die Skizzen „Und draußen ist Krieg“ von Max Jungnickel und „Der Traum des Kommandanten“ von Oskar A. S. Schmitz, ferner ein Gedicht von Johannes Schlaf „Deutschlands Wort“ und eine Novelle von Alice Berend „Witwe Schmitz“.

* Das soeben erschienene neue Heft der „Wiener Mode“ bringt die farbigen Vorlagen von zwei hervorragend geschmackvollen Handtaschen mit Weberei, wie sie jetzt mit Vorliebe getragen werden. Der Modeteil ist wieder reich an jenen schönen, einfachen und doch so eleganten Wiener Modellen, die dem großen Modestilke eigen sind, und die es so wertvoll und beliebt machen.